

Universitätsbibliothek Wuppertal

Franz Overbeck und Friedrich Nietzsche

eine Freundschaft ; nach ungedruckten Dokumenten und im
Zusammenhang mit der bisherigen Forschung

Bernoulli, Carl Albrecht

Jena, 1908

Das Kontubernium der Baumannshöhle (Der Erzieher)

Nutzungsrichtlinien Das dem PDF-Dokument zugrunde liegende Digitalisat kann unter Beachtung des Lizenz-/Rechtehinweises genutzt werden. Informationen zum Lizenz-/Rechtehinweis finden Sie in der Titelaufnahme unter dem untenstehenden URN.

Bei Nutzung des Digitalisats bitten wir um eine vollständige Quellenangabe, inklusive Nennung der Universitätsbibliothek Wuppertal als Quelle sowie einer Angabe des URN.

[urn:nbn:de:hbz:468-1-2108](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:468-1-2108)

Erster Abschnitt des zweiten Theils

Das Kontubernium der Baumannshöhle

(Der Erzieher)



Nietzsche wohnte in Basel, nachdem er erst zwei Monate in einer ungenügenden Wohnung antichambriert hatte, Schüzengraben 45 dicht am Spalentor, einem der schönsten mittelalterlichen Stadttore, die heute noch stehen. Er schrieb seinem Freunde Rohde im Februar 1870 (Briefe II, S. 181):

fünf Jahre
Hausgenossen

„Von Wackernagels Tod hast Du wohl gelesen? Es ist im Plane, daß Scherrer in Wien ihn ersetzen soll. Auch ein neuer Theologe ist im Anzuge, Overbeck aus Jena.“ Durch die Gefälligkeit eines gemeinschaftlichen Kollegen, der Overbeck schon vor seiner Ankunft in Basel Quartier besorgt hatte, sind Nietzsche und Overbeck Hausgenossen geworden. Da der Wirt „Baumann“ hieß und die Lust an geistreichen Namengebungen gleich der des Fabulirens in ihnen rege war, nannten sie ihre Behausung nach einer im Harz gelegenen landschaftlichen Berühmtheit Deutschlands die „Baumannshöhle“. Schon im Anfange des darauffolgenden Winters (1870) entwickelte sich die Gewohnheit, die Abendmahlzeit gemeinschaftlich in Overbecks, dem tiefergelegenen und auch geräumigeren Zimmer einzunehmen. Dieses tägliche Zusammensein erhielt sich die fünf Jahre hindurch, während deren die Dachgemeinschaft dauerte, trotz allen sonst auseinandergehenden Verpflichtungen der beiden; diese eine Abendstunde, zu der sich oft genug andere hinzufanden, war eine feste Gewohnheit geworden, und so genügt denn ein flüchtiger Überschlagn über diese unendliche Reihe von tausend und abertausend zusammen verlebten Stunden: was hat Nietzsche Overbeck gegeben und was umgekehrt Overbeck Nietzsche? Nur so einfach Overbeck für den ausschließlich empfangenden und rezeptiven Teil zu halten, geht nach allem, was wir von dessen Vorbildung und mitgebrachten Interessen bereits festgestellt haben, nicht an.

Nietzsche theilte mit ihm einige Eigenschaften der Herkunft. Auch Nietzsche entstammte einem kleinbürgerlichen, mitteldeutschen Haus-

halt; und waren seine Vorfahren nicht vielumtriebene Wanderleute gewesen und er selbst, der thüringische Pastorensohn im väterlichen Pfarrhause und dann in der Landeschule groß geworden, so vergnügte ihn dafür zeitweise der Glaube, in seinen Adern treibe das blaue Blut polnischer Edelleute sein heimliches Wesen. Sieben Jahre jünger als Overbeck, war er ihm doch um die Länge eines Jahres in der Kollegenanciennität voraus, und diese Frühreife, dank deren das überhaupt möglich war, — denn so sehr ein Spätling war Overbeck nicht — bereitete ein ebenbürtiges Verhältnis auf gleichem Fuße vor. Wir kennen schon die beiden Güter, die Overbeck in einen intellektuellen Freundschaftsbund als Mitgift seinerseits hinzubachte: politisch die kritische Fragestellung des Problems vom deutschen Reich und theologisch die kritische Fragestellung des Problems vom Christentum. Nießsche, bei aller seiner Jugend von vornherein der Reichere, besaß, als er mit jenem in Berührung kam, ein Dreifaches: künstlerisch die frische Freundschaft Richard Wagners, philosophisch den beherrschenden Einfluß Schopenhauers und wissenschaftlich von seinem Berufe her ein gegenständliches Verhältnis zum klassischen Altertum, insbesondere zu den Griechen. Der nun beginnende Austausch zwischen den beiden bedeutete somit ein sich gegenseitig ergänzendes Pentagon von Kulturinteressen, das in seiner Gesamtheit überhaupt keine wichtige Frage allgemeinerer Natur ausschloß. Wohl war Nießsche schon aus seiner Studentenzeit her durch anregende Beziehungen zu ungewöhnlichen und außerordentlichen Menschen verwöhnt; die aufrichtige Bewunderung seines Lehrers Friedrich Ritschl, des Altmeisters seiner Wissenschaft, die schwärmerische Verbundenheit mit einem Kommilitonen wie Erwin Rohde mögen hier als die weitaus hervorragenden Beispiele erwähnt sein. Doch waren das eben nur Bestärkungen seiner eigenen Talente, wie auch der persönliche Verkehr mit Wagner nur seinen natürlichen musikalischen Grundtrieb auslöste. Die fleißige Mitarbeit in seinem Fachberufe und die leidenschaftliche Hingabe an seine liebste Erholung rechtfertigten vollauf die Auswahl seines bisherigen Umganges, eine reiche Auswahl und ein gewählter Umgang gewiß; aber über seine ihm angeborene Subjektivität führte ihn das alles nicht hinaus, es führte ihr unablässig Nahrung zu — stärkte sie, aber erweiterte sie nicht. Nicht daß ihm die Berührung mit der zeitgenössischen Politik oder die Fühlung mit dem Christentum gefehlt hätte; er hatte ja bei der preussischen Ka-

none gedient, und all die Pfarrhäuser seiner geistlichen Vorfahren hätten, nebeneinander aufgestellt, allein schon ein ganzes stattliches Dorf ausgemacht. Dennoch konnte von einem näheren Interesse an Politik und Religion kaum die Rede sein; dafür war die junge Feuerseele von der Kunst und vom Griechentum schon bis zum Überfließen ausgefüllt.

Insofern war also die Begegnung mit Overbeck etwas schlechthin Neues für Nietzsche, als es sich nun um das Eingehen einer ausgesprochen gegensätzlichen Beziehung handelte. Solch ein Freundschaftsverhältnis kann nur der Zufall schließen. Wer anders soll denn, sobald die Wahlverwandtschaft nicht mehr im Spiele ist, überhaupt Verschiedengeartete einander nahe bringen? Wird dann aber, aller Wahrscheinlichkeit entgegen, dennoch ein Lebensbund daraus, so ist dieser zweifellos mit seltenen, außerordentlichen Kraftmitteln ausgestattet. Dann kommt die Goethesche Weisheit zur Geltung, alle wirkliche Größe werde immer aus der Vereinigung von Gegensätzen hervorgehen. Nun besaß Overbeck angesichts von Nietzsches beruflicher Beschäftigung mit dem klassischen Kulturideal und ebenso von dessen Begeisterung für das Wagnersche Kunst-Phänomen ja allerdings die allgemeine Möglichkeit, sein Verständnis dafür zu erweitern und sich am Ende sogar zu eigener Jüngerschaft bekehren zu lassen. Vorbereitet war in ihm beides. Seine kritische Durchforschung des Urchristentums und der alten Kirche hatten ihn bereits der Erkenntnis zugeführt, in dem weltfähig gewordenen, zumal dem morgenländischen Christentum halte er eine Mumie der begrabenen griechischen Kultur in Händen. Was aber das Verständnis für Wagner betraf, das sich bei Overbecks musikalischer Veranlagung wohl hätte zur Parteigängerschaft steigern können, so hinderte ihn daran noch die Erinnerung an den Eindruck von Wagners Persönlichkeit — es waren nun acht Jahre her in Leipzig bei Wagners Schwestergatten Professor Brockhaus. Damals hatte die unmittelbare Anschauung auf ihn nicht „groß“ gewirkt; er schrieb den Eltern, Wagner habe „quelque chose de phraseur et de pathétique“, wenn er seine Ideen ausspreche; immerhin fiel ihm die große Lebhaftigkeit auf, und als dann Wagner bei seinen Verwandten den Text der „Meistersinger“ vorlas, da gab es bei dem kleinen Kandidaten allerdings große Augen. Schon seit Kindesbeinen war ihm zu musizieren noch die liebere Muße gewesen, als eine schöne Lektüre; der Knabe hatte sich immer die jüngeren Schwestern zum Vier-

Das klassische
Ideal und
Wagner

händigspiel ans Klavier geholt. Aber er ging ganz in den Klassikern auf; Wagners Faustouvertüre, die er als Student hörte, war ihm ein ohrenzerreißendes Baßgeheul; schon in Schumann argwöhnt er einen Viertelszukunftsmusiker und wunderte sich, daß er in der D-moll-Symphonie doch Melodie habe; an Hans von Bülow's Spiel kann er sich mit den Freiheiten im Rhythmus nicht befreunden — kurzum, er erlaubte sich, vorsichtig und bescheiden, wie es in seiner Natur lag, auch mit seinen Liebhabereien keine Sprünge.

Die tieferen
Wurzeln des
Einverständnisses

Darnach kann es uns nicht mehr allzu schwer fallen, in das Keimstadium der anhebenden Freundschaft einen Blick zu tun. Bei beiden ein vorwiegendes Wohlgefallen aneinander, ohne daß es an heimlichem Mißtrauen hätte fehlen dürfen. Nietzsche soll ziemlich erschrocken gewesen sein, wie gänzlich verstaubt der neue Kollege aus Jena anrückte, der ihm wohl sonst auf den ersten Blick sympathisch war. Overbeck wird sich mit Freuden den glänzenden Eigenschaften seines Zimmernachbars ausgeliefert haben und doch vor Nietzsches augenfälliger Neigung zu spielerischer Attitüde und geistreicher Erhabenheit in aller Stille ein wenig auf seiner Hut gewesen sein. Der Altersunterschied von vollen sieben Jahren mag auch nicht unterschätzt werden, und dann ist es für das Zustandekommen einer dauerhaften Freundschaft niemals ganz ohne Gefahr, jahrelang unter einem Dache zu wohnen und unzertrennlich auf Schritt und Tritt nebeneinander her zu gehen. Somit muß im Hintergrunde irgend eine große Gemeinsamkeit verborgen gewesen sein, die langsam und unbewußt, aber mit unabweislichem Zwange den bevorstehenden Zusammenschluß bewirkte. Diese stille, noch unausgesprochene Verbrüderung beruhte bei beiden auf der heimlich vorhandenen Abneigung, sich von ihren eben angetretenen akademischen Ämtern restlos ausfüllen zu lassen. Da beide indessen an gewissenhafter Pflichterfüllung einander nichts nachgaben, so mag das Geständnis dieses gemeinsam empfundenen Konfliktes sie am ehesten zueinander in eine erste, tiefere Fühlung gebracht haben. Man erinnert sich, wie Overbeck es als Ergebnis seiner sieben Dozentenjahre aussprach, wenn immer möglich hätte er sich vor der Beförderung zum akademischen Futtertroge retten und zeit lebens auf eigene Faust Privatdozent bleiben mögen. Daraus mag er im gegebenen Augenblick vor Nietzsche am allerwenigsten einen Fehlgemacht haben. Umgekehrt hatte in Nietzsche schon das eine Basler Jahr hinreichend ähnliche Wünsche gezeitigt — man denke an seine Mahnrufe in den Briefen an Rohde —; so entsprang

aus dieser seltsamen Unlust, aus der instinktiven Bangigkeit vor der Gefährdung individueller Vorsätze notwendig ein wärmeres Einvernehmen. Wenn daraus nun Freundschaft wurde, so war sie von ungewöhnlicher Beschaffenheit und desto höher zu stellen, da sie, einer Banalität entsprungen, diesen Ursprung so gänzlich vergessen ließ.

Overbeck über die Freundschaft mit Nietzsche



ir sind zwei Gelehrtennaturen, die über sich hinaus wollen, nur so vermag ich mir unsere innige Freundschaft zu erklären bei so enormer Ungleichmäßigkeit unserer Begabung — wobei ich mir über mein Zurückstehen gar keine Illusion mache — und ebenso großem Unterschiede unseres Temperaments. Auch ist, den ihr in uns gegebenen Voraussetzungen gemäß, die Freundschaft für keinen von beiden Teilen leicht geworden und doch für beide früh dagewesen und durch viele Jahre beständig geblieben und nur der Gewalt der Umstände erlegen. Was jenes in gewissem Sinne mühsame Entstehen betrifft, so weiß ich natürlich, wieviel ich an Nietzsches ganzem Gebaren recht eigentlich zu „überwinden“ hatte, und ebenso, wie leicht es doch schließlich stets damit gegangen ist, so daß die Empfindungen verletzenden Kontrastes und innerster Anziehung fast immer nahezu simultan gewesen sind und jene Momente der entfremdenden Kontrastempfindung bei mir stets so flüchtig waren, daß Freundschaft der grundbasartig sich behauptende Ton unseres Verhältnisses blieb. Auch ist es meinerseits ein einziges Mal dazu gekommen, daß ich gegen Nietzsche meine Stimme „erhob“ und ihm Mißvergnügen bekannte. Sonst gebe ich hier, wo mir doch aufs Paradoxeln nichts ankommen kann, nur auf das schlichteste meine Erfahrung wieder, wenn ich sage, daß unsere Freundschaft, welches auch ihre Hemmnisse gewesen sein mögen, stets schattenlos blieb. Mit dieser meiner Erfahrung glaube ich aber in der Hauptsache auch die Nietzsche nur wiedergegeben zu haben. Daß auch bei ihm jene bei mir schon zugestanden Hemmnisse nicht fehlten, ist mir nicht im geringsten zweifelhaft. Sie gelten mir für völlig und unmittelbar festgestellt durch die zahlreichen Klagen und Anklagen Nietzsches gegen seine Freunde und gelehrten Berufsgenossen, die aus seinen Schriften jedermann, ebenso gut wie mir, bekannt sind. Die Einbildung, unter diese Klagen und Anklagen nicht zu fal-

Eine Freundschaft ohne Schatten und Trübung